

Zitierhinweis

Holeschofsky, Johannes: Rezension über: Christoph Nonn, Theodor Schieder. Ein bürgerlicher Historiker im 20. Jahrhundert, Düsseldorf: Droste, 2013, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 123 (2015), 1, S. 257-259, DOI: 10.15463/rec.1189740092

MITTEILUNGEN
DES INSTITUTS FÜR
ÖSTERREICHISCHE
GESCHICHTSFORSCHUNG

copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

ersten 60 Jahren seines Bestehens (und darüber hinaus) dominierenden Forschungspraktiken und deren Entwicklung interessiert ist, dem sei stattdessen Daniela Saxers gleichzeitig erschienenes Werk „Die Schärfung des Quellenblicks“ (München 2014) empfohlen.

Wien

Thomas Winkelbauer

Christoph NONN, Theodor Schieder. Ein bürgerlicher Historiker im 20. Jahrhundert. (Schriften des Bundesarchivs 73.) Droste, Düsseldorf 2013. 454 S., 24 Abb. ISBN 978-3-7700-1629-7.

Seine Schüler nannten ihn „Zeus“. Der Neuzeithistoriker Theodor Schieder (1908–1984), ab 1942 Ordinarius in Königsberg, ab 1948 in Köln, war eine der Schlüsselfiguren der bundesdeutschen Geschichtswissenschaften in der Epoche, die sich an die unmittelbare Nachkriegszeit anschloss. So fungierte er ab 1957 als Herausgeber der HZ und ab 1967 als Vorsitzender des Verbandes Deutscher Historiker (VHD). Zu seinen Schülern zählten so bedeutende und unterschiedliche Gelehrte wie Hans Ulrich Wehler, Wolfgang Mommsen, Thomas Nipperdey, Lothar Gall und Ernst Nolte.

Im Rahmen der Debatte über die Rolle wichtiger Historiker im Nationalsozialismus, die während des Deutschen Historikertages von 1998 begann, geriet Schieders Rolle während der NS-Zeit in den Brennpunkt der Kritik jüngerer Wissenschaftler. Christoph Nonn, Professor für Neueste Geschichte und Landesgeschichte in Düsseldorf, hat nun eine umfassende Biografie Schieders vorgelegt. Das unbestreitbare Verdienst von Nonns Studie ist zweifellos das differenzierte und detaillierte Bild, das er dank der gründlichen Auswertung von Schieders Nachlass vom Historiker als Wissenschaftsorganisator, Mentor und Mäzen sowie als historischem Denker während der Nachkriegszeit zeichnet. Nonn stellt den von ihm selbst als konservativ, von Schieders Schüler Hans Ulrich Wehler dagegen als linkskonservativ beurteilten Gelehrten (tatsächlich war Schieder mit politischen Statements extrem zurückhaltend) überzeugend als Förderer verschiedener progressiver Aufbrüche dar. Dem „entnazifizierten“ Schieder gelang es vortrefflich, sich konservativen, aber vom NS-Regime persönlich betroffen fühlenden Historikern der unmittelbaren Nachkriegszeit zu empfehlen. Später ebnete der Kölner Ordinarius jenen seiner Schüler, die später als Gründungsväter der Historischen Sozialwissenschaften fungierten, trotz mancher Einwände den Weg. Als Herausgeber der HZ ermöglichte er offene Debatten, so die Fischer-Kontroverse, und förderte die Abwendung von der klassischen deutschen National- und Politikgeschichte und die Öffnung zu sozialgeschichtlichen, aber auch globalgeschichtlichen Themen. Als Ewiggestriger kann Schieder jedenfalls nach 1945 kaum bewertet werden, so ging er nicht nur gegenüber jedem Geschichtsrevisionismus klar auf Distanz, sondern entzweite sich auch, als er als Herausgeber des Standardwerks „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Mittel- und Ostmitteleuropa“ anregte, die Geschichte der Vertreibungen in den Kontext der NS-Herrschaft über Osteuropa zu stellen, mit zahlreichen Heimatvertriebenen. Ein absolutes Tabu waren für seine Mitarbeiter allerdings kritische Fragen zu Schieders eigener NS-Vergangenheit.

Als Geschichtsdenker erwog Schieder unterschiedlichste theoretische Ansätze auf origineller Weise, ohne sich jedoch festzulegen. Einerseits betonte er, in Tradition von Otto Hintzes Auseinandersetzung mit Karl Lamprecht, die prinzipielle Offenheit geschichtlicher Abläufe und die Willens- und Handlungsfreiheit des Einzelmenschen. Andererseits zeigte er sich, ebenso wie Werner Conze, gegenüber der Annales-Schule weitgehend aufgeschlossen, eine Haltung, die Lutz Raphaels Urteil von der „trotzigen Ablehnung“ bundesdeutscher Historiker gegenüber Fernand Braudel und seinen Kollegen widerspricht. Etwas zu kurz kommt bei Nonn m. E. die Faszination, die, im weiteren Sinne, „dialektisches“ Denken auf Schieder ausübte. In diesem Kontext wäre auch seine Marx-Rezeption in den 1950er Jahren einzuordnen. Diese wurde zwar in ihrer Absicht, den eigentlichen Marx positiv der damaligen offiziellen

marxistisch-leninistischen Position gegenüberzustellen, jenseits des eisernen Vorhanges als besonderer Affront von „bürgerlicher“ Seite angesehen. Andererseits brachte sie Schieder im Westen sogar unter Marxismusverdacht, lange bevor junge Neomarxisten in der BRD in mancher Hinsicht ähnlich wie Schieder argumentierten. Der eigentlichen 68er Bewegung stand der Kölner Ordinarius jedoch skeptisch gegenüber.

Die Zurückhaltung bezüglich seines persönlichen Standpunktes war es wohl nicht zuletzt, die den Schieder der Nachkriegszeit befähigte, die Rolle eines konzilianten, vorsichtigen Moderators einzunehmen und dem wissenschaftlichen Diskurs eine weitgehend freie Entfaltung zu ermöglichen.

Weniger überzeugend ist meiner Meinung nach das Bild, das Nonn von Schieders ideologischem Werdegang und vor allem auch von seiner Rolle während des Nationalsozialismus zeichnet. Schieder schloss sich sehr früh der „Deutsch-akademischen Gildenschaft“ (DAG) an, die von Nonn zu Unrecht einseitig der jungkonservativen Bewegung zugerechnet wird, vielmehr umfasste sie auch einen nationalbolschewistischen Flügel. Der junge Historiker liebäugelte, wie Götz Aly nahelegte, mit kollektivistischen und staatssozialistischen Vorstellungen, die er im Rahmen der „Volksgemeinschaft“ zu verwirklichen hoffte. Auch Positionen, die Nonn als „bürgerlich-liberale“ Reserven des jugendbewegten Schieder gegenüber nationalsozialistischen Vereinnahmungsversuchen ansah, wie Kritik am Führerprinzip und auch am Antisemitismus, waren in Wirklichkeit nationalbolschewistische Positionen. Sie waren am linken Flügel der NSDAP genauso wie außerhalb der „Bewegung“ zu finden und wurden etwa von Otto Strasser geteilt. Weiters scheint mir, dass Nonn den Einfluss, den Schieders Lehrer Alexander von Müller, seines Zeichens überzeugter Nationalsozialist der ersten Stunde und begeisterter Anhänger der gesamtdeutschen Geschichtsbetrachtung Heinrich von Srbiks, auf seinen „getreuen Eckhart“ ausübte, doch stark unterschätzt. So kann etwa Schieders Bekenntnis zur kleindeutschen Lösung 1870/71 in seiner Dissertation „Die kleindeutsche Partei in Bayern in den Kämpfen um die nationale Einheit 1863–1871“ (1936) m. E. keinesfalls als Abkehr von dieser gesamtdeutschen Geschichtsschau gewertet werden, sondern war dieser als „notwendige“ Vorstufe einer großdeutsch-kleindeutschen Synthese inhärent. Diese Geschichtsauffassung wies zweifellos imperialistische, gewaltsam revisionistische Züge auf und antizipierte somit Elemente der späteren NS-Eroberungspolitik. Schieder, der eine Westpreußin heiratete, wurde Mitglied eines Netzwerkes aufstrebender, völkisch gesinnter Historiker im Rahmen der sogenannten Nord- und Ostforschung (NOFG). Die unumstrittene Galionsfigur dieses Netzwerkes war Albert Brackmann, der schon früh emsig bestrebt war, Adolf Hitler persönlich von der Nützlichkeit dieser Forschungsansätze zu überzeugen und in der Folge enge Verbindungen zur SS knüpfte. Angehörige dieses Netzwerkes, wie Hermann Aubin, überlegten ab Mitte der 1930er Jahre, Eroberungspolitik mit einem Programm ausgedehnter ethnischer Säuberungen zu verbinden. Schieder profilierte sich mit verschiedenen Artikeln, unter anderem über den italienischen Faschismus, dem er mangelnde völkische Radikalität vorwarf, als entschieden regimeloyal. 1937 schließlich wurde er NSDAP-Mitglied. Im Oktober 1939 entwarf Schieder eine Denkschrift, in der er weitgehende Annexionen, verbunden mit einer großangelegten Politik der ethnischen Säuberung und Zwangsumsiedlung der polnischen Bevölkerung nach Osten forderte und gleichzeitig die Endlösung der Judenfrage „problematisierte“. Obwohl es übertrieben scheint, ihn deshalb mit Aly als „Vordenker der Vernichtung“ im Sinne des Holocaust anzusprechen, erscheint Nonns Formulierung, Schieder habe lediglich die damalige NS-Politik aus opportunistischen Gründen nachvollzogen, zu milde. Schieder griff vielmehr in die offiziell noch nicht endgültig entschiedene Diskussion über das künftige Schicksal Polens als ein „Hardliner“ ein und forcierte eine radikale Lösung (die freilich durch die spätere Politik des NS-Regimes noch übertroffen wurde). Allenfalls kann diese Schrift Schieders, gemäß Ian Kershaws klassischer Formulierung, als Versuch gewertet werden, dem Führer „entgegenzuarbeiten“. Zusammenfassend betrachtet sug-

geriert Nonns Versuch, den Porträtierten als „bürgerlichen“ Historiker zu fassen, eine Einheit, die nach Ansicht des Rezensenten in Schieders Biografie nicht vorhanden ist.

Ungeachtet dieses Einwandes ist das Werk, insbesondere aufgrund der Darstellung der vergleichsweise wenig erforschten Historiografiegeschichte der Nachkriegszeit, als verdienstvolle Pionierarbeit zu würdigen.

Neusiedl

Johannes Holeschofsky

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1920–1970. Forschungsförderung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik, hg. von Karin ORTH–Willi OBERKROME. (Beiträge zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft 4.) Steiner, Stuttgart 2010. 549 S. ISBN 978-3-515-09652-2.

Der vorliegende Band fasst die wichtigsten Ergebnisse eines über acht Jahre (2000–2008) durchgeführten Forschungsvorhabens zusammen, das die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – angeregt von ihrem damaligen Präsidenten, dem Biochemiker Ernst-Ludwig Winnacker – selbst in Auftrag gegeben hatte.

Das Ziel des auf insgesamt 20 Einzelstudien im Rahmen einer neu begründeten Reihe (Studien zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft, neun Bände sind bereits erschienen) angelegten und im Rahmen von sechs Tagungen, einschließlich einer Ausstellung, präsentierten Forschungsprojekts war es zum einen, die Rolle der DFG bzw. ihrer Vorgängereinstitution, der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“, in der Zeit des Nationalsozialismus aufzuarbeiten. Zum anderen aber sollte darüber hinaus generell der Frage nachgegangen werden, inwieweit Institutionen der Wissenschaftsförderung selbst als weichensetzende Akteure in Erscheinung treten, die – trotz ihres Anspruchs auf wissenschaftliche Objektivität und Neutralität – Forschungsfelder und Schwerpunktsetzungen definieren, ohne sich vielleicht dieser Impulssetzung ausreichend bewusst zu sein.

Karin Orth, Koordinatorin des Gesamtunternehmens, das unter der wissenschaftlichen Leitung von Rüdiger vom Bruch (HU Berlin) und Ulrich Herbert (Univ. Freiburg) stand, gibt einleitend einen Gesamtüberblick über dessen Entstehungsgeschichte, die wichtigsten Leitfragen sowie über die fünf Arbeitsfelder des Projekts (Institutionen- und Politikgeschichte, Medizingeschichte, Geistes- und Sozialwissenschaften, Natur- und Technikwissenschaften, Bio-/Lebenswissenschaften), denen jeweils ein bis vier wissenschaftliche Leiter/innen und eine Reihe von Mitarbeiter/innen zugeordnet waren. Ein weiterer Beitrag aus Orths Feder bietet eine kompakte Zusammenfassung der Geschichte dieser Förderinstitution, die sich – vergleichbar den Entwicklungen in Österreich – ab Mitte der fünfziger Jahre zunehmend von der Einzelförderung („freie Forscherpersönlichkeit“) hin zur Förderung von Schwerpunktprogrammen („Forschergruppen“) bewegte, was naturgemäß vor allem den medizinischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen zugute gekommen ist.

Unter der Rubrik „Geleitwort“ greift der US-amerikanische Historiker Mark Walker, zugleich Mitherausgeber eines 2010 erschienenen Tagungsbandes, eine der Kernfragen des Projektes, die Rolle der DFG im Nationalsozialismus, auf und kommt dabei zu dem wenig überraschenden Befund, dass die DFG in der NS-Ära mit ihrer Förderpolitik Personen, Institutionen und Themen gefördert hat, die entweder unmittelbar den politischen Zielen des Regimes dienten oder dies zumindest vorgaben.

Anschließend wird in einem ersten, „Problemaufriss“ genannten, Kapitel vom Zeithistoriker Patrick Wagner die allgemeine Frage aufgeworfen, ob es sich bei der DFG tatsächlich, wie vielfach behauptet, um ein „Reservat der Ordinarien“ gehandelt habe, in welchem eine etablierte akademische Oberschicht vor allem nach ihrer „habituellen Homogenität als privilegierte Gruppe“ gestrebt habe. Während sich in der Zwischen- und ersten Nachkriegszeit in der Tat